



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

# **Das Schöne und die Kunst**

**Vischer, Friedrich Theodor**

**Stuttgart, 1898**

Die allgemeine Phantasie

---

[urn:nbn:de:hbz:466:1-88914](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-88914)

dingungen lebt. Sie saugt ihren eigentlichen Gehalt, ihr Pigment, das Spezifische ihres Aromas aus dem Boden, worauf ihr Träger, der Mensch, mit seinem Volke steht. Anders gefärbt erscheint die Phantasie der Orientalen, anders die der Griechen, der Römer, anders die der Völker im Mittelalter und anders die moderne Phantasie. Das ist ein sehr wichtiger Teil der Lehre von dieser Gabe, weil er vorbereitend ist. Wir müssen den Standpunkt nehmen auf der Höhe, wo wir den Gesichtskreis weit genug halten können, um gleich gerecht zu sein gegen Schönes der verschiedensten Auffassungen. Die Kunstgeschichte nimmt nicht Partei im Kampf der großen Richtungsunterschiede, wodurch die Zeitalter getrennt werden, und der einzelnen Künstlerindividualitäten. Wer die Schönheit des klassischen Stils der alten Griechen und Römer fühlt und die Reize der Renaissance in ihren verschiedenen Formen, hat deshalb kein Recht, die der Gotik zu mißachten oder den relativen Wert des Barocco und Rokoko zu leugnen <sup>1)</sup>.

## § 12.

Die Idealschöpfung wird mit Bestimmtheit und Klarheit nicht von der Phantasie als allgemein menschlicher, sondern als besonderer Fähigkeit der ausnehmend Begabten vollzogen. Das Idealbild ist aber erst nur ein inneres. Dabei kann die Phantasie nicht stehen bleiben, sondern geht notwendig zur Thätigkeit nach Außen über; durch diese soll ein Drittes entstehen, das die Vorzüge des durch den bewußten und wollenden Geist entstehenden Werkes mit den Vorzügen des in der Außenwelt zufällig begegnenden Anscheins der Schönheit in sich vereinigt, also die Vorzüge des Subjektiven und Objektiven in sich verbindet und worin ebendaher die Mängel dieser beiden einseitigen Existenzweisen aufgehoben sind.

Phantasie hat in irgend einem Grade jeder Mensch, sogar jedes Tier. Die Bienen könnten ihre Zellen nicht bauen, wenn

<sup>1)</sup> Vgl. oben S. 13 und 124.

ihnen nicht ein Bild vorschwebte von dem, was werden soll. Die Raupe des Hirschkäfers macht das Gespinnst ihrer Puppe so groß, daß später die Hörner darin Platz haben. Das wäre ohne Vorstellung der neuen Gestalt nicht möglich. Der Hund träumt. Er leckt nach der Speise: er hat also Phantasie, stellt sie sich vor. Wenn er dies nicht könnte, würde er sich nicht darauf freuen. Und so auch der Mensch. Ganz phantasielos ist keiner. Jeder hofft und fürchtet. Es gäbe keine Leidenschaft, keinen Schmerz, kein Glück ohne Phantasie. Sie zieht durch all unser Thun. Ohne sie könnte kein Mensch einen Bekannten erkennen; im Nu kommt das Erinnerungsbild.

Alle Menschen entdecken und genießen das vorhandene Schöne in Natur und Kunst; dazu befähigt sie die Phantasie und die nachschaffende Kraft, die in ihr wirksam ist. Diese ihnen angeborene Gabe, die nur einiger Bildung bedarf, befähigt sie zu erkennen, ob eine Landschaft, ein Baum, eine Tier- oder Menschengestalt schön ist. Die allgemeine, allen eigene Phantasie verhält sich aber gegenüber dem vorgefundenen schönen Gegenstand nie ganz frei von stoffartigem Interesse; sie bleibt mit ihm dunkel befangen, pathologisch verflochten; sie ist stark vermischt mit Wunsch, Begierde oder Abscheu. — Allein sie hat es ja nicht nur mit vorhandener Schönheit zu thun, sie ist auch bis auf einen gewissen Grad produktiv. Alle Religion besteht zu großem Teil aus Phantasiebildern, welche Symbole für geahnte reine Wahrheiten sind <sup>1)</sup>. Was wir Mythos und Sage nennen, ist ehrwürdig naives Gedicht uralter Völkerahnung. Die Götter der Ägypter, Perser, Griechen, Römer, Deutschen, was sind sie anderes als Gestalten der Phantasie? Der mythische Sinn dichtet allgemeine Naturkräfte in übermenschliche Personen um. Und einem Helden, einem Religionsstifter webt sie eine Glorie von Wundern um das Haupt. So hat sich an die Religion von jeher die Sage geknüpft, d. h. die Berklärung der vorgeschichtlichen Zeiten eines Volkes. Sie tritt aber auch in der wirklichen Geschichte immer wieder ein. Denken Sie an die

<sup>1)</sup> Siehe oben S. 153 ff.

Sagen von Helden, die nicht sterben, von Harald, Barbarossa! Die Volksseele will nicht glauben, daß ein bedeutender Mann dahin sei. Das hat sich ja wiederholt beim Tode Napoleons I.

Man nennt nun wohl mit Recht solche Vorstellungen gegenüber dem, was der Künstler daraus macht, noch unverarbeiteten Rohstoff, aber dieser Rohstoff ist doch sehr vorteilhaft. Für das Drama gibt es kaum etwas Besseres. Aus solchen uralten Sagen haben die griechischen Dichter geschöpft und Shakespeare in seinem Lear, seinem Hamlet. Es ist Stoff, den die Volksphantasie schon geknetet hat. So hat Goethe den höchst glücklichen und genialen Gedanken gehabt, die Ansammlung uralter Zaubersagen im Doktor Faust zu behandeln und ihr neuen, tieferen Gehalt unterzulegen. —

Merkwürdig ist nun die Art, wie die Phantasie des Volkes schafft. Niemand weiß, von wem ihre Vorstellungen herrühren. Das mythische und sagenhafte Gebilde ist vergleichbar einem Ameisen- oder Bienenwerk. Es wächst nur nach und nach, in höchst langsamem Fortschritt, durch geheimnisvolle Beiträge. In einer gemeinschaftlichen Thätigkeit unerforschlicher Art, rastlos sammelnd, einander zutragend, webend und bauend, haben die Völker endlich ganze Traumgebäude von Dichtungen entworfen, die dann nachher in Künstler- und Dichtershände gelangten. So entstanden die Helden- und Göttersagen.

Also auch das Volk dichtet — im unbestimmteren Sinne des Worts — und, wenn wir eingehen wollten, wäre hinzuzusetzen: auch der einzelne, so oft er eine Anekdote erfindet — und so oft er lügt. Das Lügen ist freilich eine schlechte Art von Dichtung, aber Phantasie ist ja dabei. — Allein so, als allgemeine Menschengabe, erscheint die Phantasie nicht in der Bestimmtheit ihres Wesens. Wir können so ihre Züge nicht klar erkennen, sondern erst da, wo sie als ausnehmende Gabe hervortritt, als Talent und Genie.

Wer besonders befähigt ist, das Schöne zu schaffen, steht im Verhältnis der Schuld zu allen übrigen, die es nicht sind. In ihm wirkt gesammelt, was in den anderen so ausgebreitet ist, daß an den einzelnen wenig kommt. Er ist der ihrige. Er